

Andreas Wollbold

Die Märtyrer und wir

Anmerkungen zu einem vergessenen Maßstab

Kurzinhalt – Summary:

Situation und Geist der Märtyrer unter dem Nazi-Regime scheinen weit entfernt. Doch auch sie selbst waren wie die Geschwister Scholl vom Ernst ihres Tuns oftmals überfordert. Wie viel mehr gilt dies in einer Zeit wie der Gegenwart, die auf den Verfolg der eigenen Interessen gebaut ist. Doch was verbindet, ist – nach dem Beispiel der hl. Therese von Lisieux – der Geist einer Liebe, die bereit ist, sich selbst hinzugeben. Eine solche Liebe bleibt der Maßstab auch für heutige Kirchenreform im Sinn der „Entweltlichung“ Papst Benedikts XVI.

Apparently, the situation and the spirit of the martyrs under the Nazi regime are far from today's culture. Yet, even for the martyrs themselves the deadly consequences of their deeds often were a burden too heavy to accept light-heartedly. This is even truer for times like ours built on the pursuit of individual interests. The link to these martyrs has to be found according to the example of St. Therese of Lisieux in the spirit of a love ready to offer itself. Such a love is also the undeniable criterion of the renewal of the Church as postulated by Pope Benedict XVI („de-secularization“).

Angesichts des Todernstes überfordert

„18. Februar 1943: Am hellen Tag legten Hans und Sophie Scholl Flugblätter in großer Zahl im Hauptgebäude der Universität [sc. München] aus. Zuletzt stieß Sophie einen Stapel von der Empore im zweiten Stock in den Lichthof hinunter. Diese herunterflatternden Blätter sind in den Bildkanon unseres kulturellen Gedächtnisses eingegangen, ein faszinierendes, bewegendes Bild, eine Ikone der deutschen Freiheitsgeschichte.“

Mit diesen Worten hat Hans Günter Hockerts, Professor für Zeitgeschichte an der LMU München, den entscheidenden Tag in der Geschichte der Weißen Rose von Sophie und Hans Scholl, Alexander Schmorell (der kürzlich von der russisch-orthodoxen Kirche in München heilig gesprochen wurde), Christoph Probst und Willy Graf sowie des Münchener Beraters der Gruppe, Professor Kurt Huber, wiedergegeben.¹ Freilich, was taten die beiden Scholls da? Warum diese selbstmörderische Aktion, die nicht nur sie, sondern die ganze Gruppe in den Tod riss? Opferten sie ihr Leben auf, nachdem die Aktionen nicht das gewünschte Ziel erreicht hatten, die

¹ HOCKERTS, HANS GÜNTER: Die Weiße Rose im Widerstand. Gesicherte Deutungen – strittige Fragen. In: Zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern (2011/5) 1–5, 5. – Der Beitrag stellt die Schriftfassung einer Gastvorlesung an der Theologischen Fakultät Paderborn im Rahmen des „Dies academicus“ am 9. November 2011 dar.

Bevölkerung zum Widerstand gegen das Nazi-Regime aufzustacheln? Wohl kaum, denn die Scholls versuchten in den Verhören ihre Tat und den Hintergrund so lange wie möglich zu vertuschen. Warum aber sind sie nicht weggelaufen, als sie dem Pedellen alleine gegenüberstanden? Warum versuchten sie nicht wenigstens, einen imaginären Unbekannten zu erfinden, der die Tasche mit den Flugblättern noch umhängen hatte und dem sie selber nachgelaufen seien? Die heutige Forschung zu jenem großen und zugleich so verhängnisvollen Tag kommt zu einem eigenartig berührenden Ergebnis: Die Weiße Rose, ein Kreis gut bürgerlicher, hoch gebildeter, geistig hellwacher Studenten, war angesichts des Tödernstes ihres Tuns überfordert. Wahrscheinlich haben in diesen Tagen pharmazeutische Aufputzmittel, wie sie etwa die Kampfpiloten oder die Soldaten bei ihren Nachtwachen gebrauchten, bei den Studenten eine Rolle gespielt und ihre Fluchtreflexe betäubt. Dazu kamen die enorme Anspannung ihrer Aktionen, der Drang, die Grenze ihres Handelns immer weiter nach vorne zu verschieben, und vielleicht auch die Nähe der bildungsbürgerlichen Jugend zur Tragik. So kam es an jenem 18. Februar zu dieser hochsymbolischen Tat, die alles andere als ein nüchternes Kalkül darstellte.

Überfordert vom Tödernst des eigenen Tuns – gerade darin sind diese jungen Studenten mit ihrem Professor uns Heutigen näher, als wenn sie jene Lichtgestalten einer geistig-moralischen Größe wären, zu denen sie manchmal gemacht wurden. Sie waren in einer Zeit aufgewachsen, da junge Menschen sich begeistern konnten an der großen Idee, an der organischen Weltanschauung, an der inneren Erneuerung Deutschlands, am Gewinn des Besten, was Deutschland je gedacht und gefühlt hat. Bezeichnend ist bereits der Name „Weiße Rose“, entnommen wohl einer Romanze von Clemens Brentano über eine Rosa Blanca „als Symbol einer hellen Zukunft [...], die aus einer schuldverstrickten Gegenwart hinausführt“². Dass sie aber für diese Begeisterung mit ihrem Leben würden bezahlen müssen, das war Umständen geschuldet, die weit über ihre Fassungskraft hinausgingen. Das Martyrium war keine reale Möglichkeit ihrer Lebensplanung. Dies gilt schon für junge Menschen aus den Geburtsjahrgängen der 20er Jahre, die doch immerhin mit den Eruptionen der Gewalt und der Mordrhetorik der Zwischenkriegszeit aufgewachsen waren und deren Gesichter auf den erhaltenen Fotos stets dieses Bewusstsein der Tragik ihrer Zeit eindrücklich widerspiegeln. Um wie viel mehr sind wir Heutige überfordert vom Tödernst des Martyriums, die wir umgeben sind von Bildern des Lebensgenusses und des bloßen Verfolgs der eigenen Interessen?

Nochmals einen Schritt weiter entfernt scheint uns der selige Alojs Andritzki. Gewiss, er ist Paderborner Kommilitone. Er hat die Freude am *intellectus fidei*, am theologischen Durchdringen des Glaubens ebenso gekannt wie das Zittern vor Prüfungen oder vielleicht auch vor dem einen oder anderen gestrengen Professor ... Aber seine Kommilitonen, seine Mit-Streiter, dürfen wir uns ernsthaft so nennen, wenn es um Andritzkis großen Kampf geht, den Kampf des Glaubens, in dem wir noch nicht „bis aufs Blut Widerstand geleistet haben“ (Hebr 12,4)? Wie weit sind

² Ebd., 2.

wir allein schon geistig in der Lage, seinen Weg nachzugehen bis zu jenem „letzten dunklen Punkt“ (Theodor Fontane), der für den Gläubigen zugleich der *dies natalis* für die Seligkeit ist? Können wir einen solchen Märtyrer nicht allenfalls respektvoll ehren, vielleicht so wie ein Italiener dem Bild der Madonna an einer Hausfront einen kurzen Blick zuwirft, um dann wieder seinen Geschäften nachgehen zu können? Leben wir nicht in getrennten Welten? So beobachtet schon die hl. Therese vom Kinde Jesus die geschäftige Ratlosigkeit der Christen angesichts der Heiligkeit: „Welchen Heiligen liebt man um seiner selbst willen? Man lobt ihn, man schreibt sein Leben, man bereitet ihm großartige Feste, veranstaltet religiöse Feierlichkeiten. [...] Wenn alles vorbei ist, spricht man über das Orgelspiel, über die Predigt ... und der Heilige?“³

Käufer oder Märtyrer – der Abstand zur Lebenshingabe um Christi willen

In vielerlei Hinsicht ist unsere Zeit – und zwar in Gesellschaft und Kirche! – dem Geist des Martyriums noch viel weiter entfernt als die Welt der tapferen Münchener Studenten der 40er Jahre und nicht weniger als die des seligen Paderborner sorbischen Kommilitonen. Dabei ist nicht zunächst an die verschiedenen Umstände zu denken – dort Diktatur und hier Demokratie. Nein, geistig hat unsere Zeit das Martyrium gewissermaßen exiliert; sie hat für es keinen Platz mehr. In einer beeindruckenden Passage des Romans „Was davor geschah“ von Martin Mosebach steht Bernward Hopsten, der gewiss nicht gerade heiligmäßige begüterte Unternehmer westfälischer Abstammung, befremdet vor der Lebenseinstellung seiner beiden Kinder, zwei jungen Erwachsenen in einer Welt voller Möglichkeiten:

„Er staunte gelegentlich, wie glatt seine Kinder mit den Umständen, in die sie hineingeboren waren, und mit der sie umgebenden Welt zurechtkamen, wo hatten sie das gewandte, formelhafte Sprechen gelernt? Woher kam ihre Sicherheit im Auftreten, ihr nüchternes Kalkül bei Einschätzung der gesellschaftlichen Realitäten, die kühle Unbeirrbarkeit im Verfolg ihrer Interessen? Wer hatte diese Formation vorgenommen, welcher Autorität, die so viel einflußreicher gewesen sein mußte als die seine, hatten sie sich unterworfen?“⁴

„[D]ie kühle Unbeirrbarkeit im Verfolg ihrer Interessen“ heutiger Adoleszenten, wie der Frankfurter Büchner-Preisträger hier prägnant formuliert, hat der amerikanische Religionssoziologe Christian Smith jüngst in einer überaus lesenswerten Studie über die Altersgruppe der 18- bis 23-Jährigen empirisch nachgewiesen.⁵ Danach sind sie zweifellos um die Fülle ihrer Optionen zu beneiden, um die Vielfalt von Erlebnissen, um Ungebundenheit und zumeist auch Sorglosigkeit. Ebenso

³ MARTIN, CÉLINE: Die kleine Therese von Lisieux. Aufzeichnungen und Erinnerungen ihrer Schwester, München/Zürich/Wien 1985, 122.

⁴ MOSEBACH, MARTIN: Was davor geschah. Roman, München 2010, 283.

⁵ SMITH, CHRISTIAN/CHRISTOFFERSEN, KARI/DAVIDSON, HILARY/SNELL HERZOG, PATRICIA: Lost in Transition. The Dark Side of Emerging Adulthood, Oxford 2011.

sehr aber ist ihre Lebenseinstellung doch auch zum Spiegel einer Welt der *rational choice* geworden, also des ständigen Abwägens von Kosten und Nutzen beim eigenen Verhalten. Fast alle von ihnen, unabhängig von Erziehung und Schulbildung, vertraten die Auffassung: Solange man nicht einen Mord begeht, eine Bank überfällt oder eine Vergewaltigung begeht, soll das eigene Verhalten einfach frei von den eigenen Interessen, Bedürfnissen, Möglichkeiten oder Moden bestimmt sein. Das ist die Formation zum nüchternen Kalkül, und dieses wertprägende Muster ist zumeist viel einflussreicher als Tradition, Elternhaus oder Religion. Opfer, gar das Martyrium, ist darin nicht vorgesehen; es wäre für die meisten nichts weiter als ein verhängnisvoller Rechenfehler. Christian Smith weist aber auch nach, dass die Ethik des Kosten-Nutzen-Kalküls der Jungen nichts anderes ist als der blank geputzte Spiegel ihrer Elterngeneration. Kurz, es handelt sich um eine gesamtgesellschaftliche Grundeinstellung, gegenüber der es jeder Altruismus, geschweige denn die Bereitschaft, sein Leben zu binden oder einzusetzen, immer so schwer hat wie ein Kletterer an der Steilwand eines Wasserfalls.

Ein solcher Kletterer aber ist der Christ, und zwar *ex professo*, aus seiner Tauf-Profession. Darin hat er versprochen, dem Bösen zu widersagen und dem dreifaltigen Gott und seiner Weisung zu glauben und zu folgen. Eine gewaltige Kluft also gilt es zu überbrücken, hier der Mensch als Käufer seiner Lebensgüter und dort der Christ als *miles Christi*. Auch für den Sprung über diesen Graben kann die kleine heilige Therese aber den Weg weisen. Bei ihr nämlich ruft die Erinnerung an die Märtyrer den Geist des Martyriums wach, und dieser Ruf ist so drängend und laut, dass er jeden kulturellen Abstand überwindet. Denn mühelos kann sie diesen Geist auch in ganz anderen Verhältnissen zum Maßstab ihres Handelns erheben. Wenn jemand in wohlbehüteten bürgerlichen Verhältnissen aufwuchs, dann die jüngste Tochter von Zélie und Louis Martin. Dennoch begeisterte sie sich an den Berichten aus den Missionszeitschriften, vor allem am Mut der Missionare, die in fernen Ländern ihr Leben für Christus hingaben. Mit glühenden Wangen verschlang sie den Katakombenroman „Fabiola“ des englischen Kardinals Nicholas Wiseman⁶ und die Berichte der altkirchlichen Heiligen, einer hl. Agnes oder einer hl. Cäcilia. So wurde der Besuch des Kolosseums in Rom an einem Tag zwischen dem 14. und dem 23. November 1887 für sie zum geistlichen Ereignis:

„Endlich erblickte ich sie denn, jene Arena, wo so viele Märtyrer ihr Blut für Christus vergossen hatten. Schon stellte ich mich darauf ein, die Erde zu küssen, die sie geheiligt hatten, doch was für eine Enttäuschung! Der Mittelpunkt ist bloß ein Schutthaufen, den die Pilger nur hinter einer Absperrung anschauen dürfen, die den Zutritt verweigert. [...] Schließlich sah ich zwar keine Engel, doch *das, was ich suchte*. Ich stieß einen Freudenschrei aus und sprach zu Céline: ‚Komm schnell, wir können durchgehen!‘ Im gleichen Augenblick klettern wir über die Absperrung, an die die Trümmer an dieser Stelle heranreichten, und siehe da, wir stiegen über die Trümmer, die unter unseren Schritten herumrollten.

⁶ WISEMAN, NICHOLAS: *Fabiola oder die Kirche der Katakomben*. Ein Roman aus der Zeit der Christenverfolgung, Berlin 1854.

[...] Céline, vorausschauender als ich, hatte dem Führer zugehört. Sie erinnerte sich jetzt daran, dass er auf einen bestimmten kleinen, mit einem Kreuz bezeichneten Stein hingewiesen hatte, wo die Märtyrer gekämpft hatten, und machte sich jetzt auf die Suche nach ihm. Rasch hatten wir ihn gefunden und uns auf diese geheiligte Erde niedergekniet. Dort verschmolzen unsere Seelen in einem einzigen Gebet. Als sich meine Lippen dem Staub näherten, der vom Blut der ersten Christen gerötet war, schlug mein Herz wie wild. Da bat ich um die Gnade, ebenso Märtyrerin für Jesus zu sein, und ich fühlte auf dem Grund meines Herzens, dass mein Gebet erhört war!⁷

Die Sehnsucht nach dem Martyrium lag so tief in ihr, dass sie am Tag ihrer Profess betete: „[L]aß mich niemals mein zweites Taufkleid verlieren, nimm mich lieber von der Erde, als daß ich bewußt auch nur den kleinsten Fehler begehe“⁸. Ihre „Weihe an die barmherzige Liebe“ verstand sie als *holocaustum* nach Art der Märtyrer⁹, und noch auf dem Sterbebett bekannte sie: „Wenn ich daran denke, in einem Bett zu sterben! Ich wäre doch so gerne in der Arena gestorben.“¹⁰ Was also lässt sie die Kluft zwischen einer Situation der Verfolgung und ihren behüteten Lebensumständen überbrücken? Wie ist sie dem Herzen nach den Märtyrern nahe? Durch das, was sie 1896 als die Berufung der Liebe begriff:

„Die Liebe gab mir den Schlüssel zu meiner *Berufung*. Ich begriff, wenn die Kirche einen Leib hat, der aus verschiedenen Gliedern besteht, dann fehlt ihr auch nicht das notwendigste, edelste von allen. Ich begriff, die Kirche hat ein Herz, und dieses Herz brennt vor Liebe. Ich begriff, allein die Liebe lässt die Glieder der Kirche wirken, und wenn die Liebe erlischt, würden die Apostel nicht mehr das Evangelium verkünden und die Märtyrer sich weigern, ihr Blut zu vergießen.“¹¹

Das Wesen des Martyriums

„Nur die Liebe zählt“¹², das ist es, was jeden Christen auszeichnen soll, und im Vergleich dazu werden die genauen Lebensumstände sekundär, ob jemand verfolgt oder beschützt lebt. Mit der Intuition einer wahren Kirchenlehrerin hat die hl. The-

⁷ Ms A 60v–61r, übersetzt nach: SAINTE THÉRÈSE DE L'ENFANT JÉSUS ET DE LA SAINTE-FACE: Manuscrits autobiographiques. Édition critique du Centenaire. Nouvelle édition revue et corrigée, Paris 2005, 189f.

⁸ THERÈSE VON LISIEUX: Gebete. Eingeleitet und übersetzt von Andreas Wollbold. Hg. vom Theresienwerk e. V., Leutesdorf 1999, 25 (Neuausgabe Trier 2009).

⁹ Vgl. ebd. 45–52.

¹⁰ DE/G Varia 3/11, übersetzt nach: SAINTE THÉRÈSE DE L'ENFANT JÉSUS ET DE LA SAINTE-FACE: Derniers entretiens avec ses sœurs Mère Agnès de Jésus, Soeur Geneviève, Soeur Marie du Sacré-Coeur et témoignages divers. 2 Bd.e. I. ‚Novissima Verba.‘ II. Volume d'annexes. Deuxième édition revue et corrigée, Paris 1992, 617.

¹¹ Ms B 3v, übersetzt nach: SAINTE THÉRÈSE DE L'ENFANT JÉSUS ET DE LA SAINTE-FACE: Manuscrits 299 (s. Anm. 7).

¹² Dieses Wort ist von Schwester Geneviève unter dem Datum vom 29. September 1897, also einen Tag vor Thereses Tod, überliefert (SAINTE THÉRÈSE DE L'ENFANT JÉSUS ET DE LA SAINTE-FACE: Derniers entretiens 584, s. Anm. 10).

rese vom Kinde Jesus also das Wesen jeder Lebenshingabe um Christi willen auf den Punkt gebracht: die Liebe. Liebe ist dabei alles andere als der Überschwang des Gefühls – in den Monaten ihrer schweren Glaubensprüfung war davon nichts mehr übrig geblieben. Nein, Liebe meint die Bereitschaft des Willens, um der Treue zu Christus willen notfalls alles andere aufzugeben, Besitz, Ansehen, Annehmlichkeit oder selbst Leib und Leben. Mit einem Schlag verdichtet die Heilige aus Lisieux darin die gesamte kirchliche Lehre zur Taufe, Hierarchie der Werte, Kreuzesnachfolge und eben zum Martyrium. Denn die besagte Bereitschaft gelobt jeder Christ bei der Taufe, sie ist sein Taufgelöbnis, und das ist der eigentliche Todernst – oder sollte man besser sagen: Auferstehungs-Ernst? – des Christen: Lieber zu sterben als die Gnade Gottes durch eine Todsünde zu verlieren.

Von sich aus also wird ein Christ einen solchen Tod niemals leichtfertig suchen. Im Gegenteil, er ist sogar verpflichtet, alles zu tun, ihn in kluger Weise zu verhindern. So hat die katholische Moralthologie stets vor allem naturrechtlich argumentiert: Gott hat dem Menschen von Natur aus den Willen zum Überleben eingegeben, und darum darf er den Tod nur um eines höheren Gutes willen in Kauf nehmen, niemals aber an sich anstreben. „Es wurden aber auch im Altertum solche nicht als Märtyrer betrachtet, welche sich selbst dem Richter gestellt, den Tod leichtsinnig gesucht oder ihn durch Zerschlagen von Götzenbildern verschuldet, noch auch solche, welche etwa aus Furcht vor Qualen sich selbst den Tod angetan hatten.“¹³ Andererseits gibt der Taufbund dem Getauften auch die Gewissheit, dass Gott „niemanden über seine Kraft versuchen wird“ (1 Kor 10,13); wenn er ihn vor das Blutzeugnis führt, dann wird ihm das, was ihn zuvor überforderte, ja überfordern musste, tatsächlich möglich. So ist es etwa beeindruckend zu erfahren, dass Christoph Probst sich noch kurz vor seiner Hinrichtung hat katholisch taufen lassen. Und erst recht von der Kraft der Gnade spricht die Antwort Andritzki auf die Ankunft im KZ Dachau, nämlich das Gelöbnis, das er gemeinsam mit dem Benediktiner Maurus Münch ablegte, „nicht zu klagen, niemals ihre Ehre als Akademiker mit Füßen zu treten und keinen Augenblick ihre priesterliche Berufung zu vergessen“.¹⁴

So wird das Martyrium der Tat von den Umständen abhängen, die ihm zugrunde liegende Bereitschaft des Willens aber ruht gewissermaßen verborgen bereits auf dem Grund des Taufbrunnens. Diese Bereitschaft zur Hingabe macht den verborgenen Ernst und Glanz jedes wirklich christlichen Lebens aus, unabhängig davon, wie unscheinbar und unspektakulär es äußerlich gesehen verläuft. Mit dieser Erkenntnis von der opferbereiten Liebe als Wesen des Martyriums lässt sich seine Bedeutung auch klarer von Missverständnissen oder gar Abirrungen abgrenzen.

– Nicht setzt es die natürliche Tapferkeit voraus, den Geist von „Helden und Heiligen“, wie der Titel eines bekannten hagiographischen Werkes der 30er Jahre zu suggerieren scheint. Man kann auch als Getaufter vom Todernst des

¹³ SCHROD, KARL ERNST: Art. Märtyrer: In: *Wetzer-Welte* 8, 949–952, 949f. (Rechtschreibung angepasst).

¹⁴ www.andritzki.de (26.10.2011).

- eigenen Tuns überfordert sein, man kann Angst vor der Prüfung empfinden, ja selbst zeitweilig vor dem Verhängnis davonlaufen wollen – denken wir an die hl. Cordula, die sich anders als die hl. Ursula und ihre Gefährtinnen vor den Verfolgern versteckte, oder an einen hl. Jean-Marie Vianney, der mehrmals aus Ars fliehen wollte. Blanche de la Force, die Anti-Heldin in Gertrud von le Forts berühmter Erzählung „Die Letzte am Schafott“, hat dem Ineins von ängstlichem Charakter und gnadenhafter Tapferkeit ein Denkmal gesetzt.¹⁵
- Nicht spielt das Martyrium leichtfertig mit dem eigenen Leben. Eine solche Fehlhaltung hat die Tradition als *audacia*, also als das schlechte Übermaß der Tapferkeit, getadelt. Denn der Märtyrer ist kein Hasardeur Gottes.
 - Noch viel weiter entfernt vom christlichen Blutzeugnis ist der Geist des Kamikaze, das Kalkül von Selbstmordattentätern, die den eigenen Tod als tödlichste Waffe im Vernichtungskampf gegen den verhassten Feind einzusetzen verstehen. Auch der zu allem entschlossene Kämpfer für eine Ideologie – „Sieg oder Tod!“ – oder für sein Volk ist noch kein Märtyrer. Die politische *con-iuratio*, das womöglich mit dem eigenen Blut besiegelte Bündnis, oder der Fahneid des Soldaten sind allenfalls Bilder des Martyriums, aber nicht seine Wirklichkeit.

Nein, ein Christ befindet sich niemals in erster Linie in Frontstellungen gegenüber der Welt. Er will lieben können und sucht dafür in der Welt einen Platz. Wie selbstverständlich sehnten sich die ersten Christen danach, in einer heidnischen Welt „in Ruhe“ (vgl. 1 Tim 3,12) ihrem Leben nachgehen zu können: „Vor allen Dingen fordere ich, dass Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen für alle Menschen verrichtet werden, für Könige und alle, die Macht ausüben, damit wir ein ruhiges und ungestörtes Leben führen können, in aller Frömmigkeit und Rechtschaffenheit“ (1 Tim 2,1f.). Solange die Welt ein christliches Leben nicht verunmöglicht, wird ein Christ auch Frieden mit ihr halten. Freilich, „wenn die Welt euch hasst, dann wisst, dass sie mich schon vor euch gehasst hat“ (Joh 15,18). Bei allem Friedenswillen bleiben Spannungen, ja Nachstellungen und Verfolgungen mit zwingender Notwendigkeit nicht aus: „Necesse est enim ut veniant scandala“ (Mt 18,7 V; „Impossibile est ut non veniant scandala“ – „Es ist unmöglich, dass Verführungen ausbleiben“ Lk 17,1). So hat die Welt für den Christen im besten Sinn etwas Sekundäres – es ist eigenartig, diese neutestamentliche Wahrheit nach Jahrzehnten der Betonung des Weltauftrages auszusprechen: Primär ist die Ausrichtung auf Gott und auf sein Heil. Im Blick auf dieses Ziel berührt den Christen die Welt in gewisser Weise nur an zwei Stellen: zum einen als Gelegenheit, Gutes zu tun, d. h. zu evangelisieren, die Pflichten des eigenen Standes zu erfüllen, Menschen in Not beizustehen und gute Werke zu tun (darin hat der „Weltauftrag“ recht, auch wenn die Rede von der *consecratio mundi* doch „in hac lacrimarum valle“ immer etwas Schönfärberisches hat), und zum anderen als Gefahr, Christus untreu zu werden, und als Ort der Bewährung in vielfältigen Prüfungen (von der scheinbar harmlosen

¹⁵ LE FORT, GERTRUD VON: Die Letzte am Schafott. Novelle, Stuttgart 2005 (Erstveröffentlichung 1931).

Verführung des Augenblicks bis hin eben zum Blutzugnis). *Actio* und *passio* also sind auch die beiden Pole des Weltverhältnisses um Christi willen.

Ein solches nüchternes Weltverhältnis war für die ersten Generationen der Christen in neutestamentlicher und nachneutestamentlicher Zeit keine bloße Theorie wie etwa in einer gnostischen Weltanschauung. Es war ihre tägliche Erfahrung. Man darf sich die christliche Existenz bis zu Konstantins Toleranzedikt von Mailand zwar nicht so vorstellen, als ob sozusagen jederzeit die Geheimpolizei vor der Tür stehen konnte, um einen Gläubigen abzutransportieren. Die Christen lebten nicht monatelang versteckt in den Katakomben, wie es eine fromme Ausschmückung sich vorzustellen liebt. Wohl aber befanden sie sich in der dauerhaften Rechtlosigkeit einer *religio illicita*, so dass über ihnen ununterbrochen das Damoklesschwert der Gewalt hing, sei es eines blindwütigen Mobs oder sei es eines höheren Regierungsbeamten oder selbst eines Kaisers, der sich von Verhaftungen Popularität oder auch nur einfach ein stattliches Sümmchen an konfiszierten Geldern versprach. Ein Spiegel dessen ist die Bedeutungsverschiebung des griechischen Wortes *martyrs* bzw. *martyrion*, die schon ab dem zweiten Jahrhundert exklusiv den christliche Glaubenszeugen bzw. sein Zeugnis bezeichnet, der bzw. das unter der Gewalt standgehalten hat.

So war das Martyrium keine bloß theoretische Frage, keine Sache der reinen Gesinnung, wenn Gesinnung bloß Gedankenwelt meint, fromme Reden und pflichtschuldige Gedenktage. Darum ist und bleibt das Martyrium der Maßstab, und was gemessen wird, das führt zu Ergebnissen: So ist zu handeln und nicht anders. Tatsächlich war das Martyrium schon seit frühester Zeit ein herausragendes, andere Maßstäbe überragendes Kriterium für das rechte Tun.

So ließ sich schon Cyprian den gewaltsamen Tod eines Christen anzeigen, und wenn es tatsächlich ein Zeugnis für den Glauben an Christus gewesen war, sprach er die Anerkennung als *martyr vindicatus* aus.¹⁶ Auch die Exilierten, die zur Gefangenearbeit in den Bergwerken Verurteilten oder die aus ihrer Heimat Verbannten – das kam einem Todesurteil gleich – galten als Märtyrer, und man ehrte sie durch Aufnahme in den Klerus, achtete ihre Fürbitte für die mit einer Kirchenbuße Belegten (übrigens der Anfang des Ablasswesens)¹⁷ und unterstützte sie in Notlagen aus dem Kirchenvermögen. Das Blutzugnis selbst hat sühnende Kraft und kann an die Stelle der Taufe treten.¹⁸ Sorgfältig erstellte man die Akten der Zeugen und tauschte sie unter den Kirchen aus; in Rom gab es schon früh sieben eigens dazu bestellte

¹⁶ Vgl. CYPRIAN: Epistula 12 (CSEL 3/2,502–504). Zum Folgenden vgl. SCHROD: Märtyrer (s. Anm. 13), 949–951.

¹⁷ Vgl. TERTULLIAN: Ad martyras 1,6 (CCL 1,3); CYPRIAN: Epistula 23 (CSEL 3/2,536). Auch zeigen die Bekenner Vollmacht im Kampf gegen Dämonen, und sie legen für die Lebenden Fürbitte ein (vgl. ROHRDORF, WILLY: Martirio I. Martirio cristiano, in: DPAC 2133–2135, 2134).

¹⁸ Vgl. TERTULLIAN: De baptismo 16 (CCL 1,290f.); ORIGENES: Exhortatio ad martyrium 30 (GCS 2,26f.); SCHERMANN, THEODOR: Die allgemeine Kirchenordnung, frühchristliche Liturgien und kirchliche Überlieferung. I. Die allgemeine Kirchenordnung des zweiten Jahrhunderts, Paderborn 1914, 63f. (II,44,2f.).

Notare. Über den Gräbern der Blutzeugen, der *confessio*, erbaute man Altäre und Kirchen und ließ später in die zu konsekrierenden Altäre ihre Reliquien ein.¹⁹ In der liturgischen Verehrung dominierte das Martyrium mit seiner roten Farbe andere Auszeichnungen wie die eines Bischofs oder einer Jungfrau mit ihrer an sich weißen Farbe, und später wurden die heiligen Nicht-Märtyrer ihnen zumindest in die Nähe gestellt, insofern man sie *confessores* nannte;²⁰ auch bei diesen relativiert sich demgegenüber, ob sie Priester oder Laien waren. Die alte Magnificat-Antiphon der Apostelfeste, also gewissermaßen die Schlussfanfare ihres Gedenkens, fasst ihre Existenz und Sendung in die eindrucksvollen Worte zusammen: „Estote fortes in bello, et pugnate cum antiquo serpente: et accipietis regnum aeternum, alleluia. – Seid stark im Streit, und kämpft mit der alten Schlange. Dann werdet ihr das ewige Reich in Besitz nehmen. Alleluja.“ Einzig bei den Märtyrern gibt es bis heute auch ein eigenes Formular für die Osterzeit, wohl eine Erinnerung daran, dass der Blutzeuge unmittelbar in die Herrlichkeit des Herrn gerufen ist und dort nach dem Ausweis der Offenbarung des Johannes bereits in dieser Weltzeit zur Herrschaft mit Christus gerufen ist (vgl. Offb 20,4).²¹ Theologie und Ikonographie des Mittelalters hat ihnen (zusammen mit den Kirchenlehrern und den Jungfrauen) eine besondere himmlische Auszeichnung zugesprochen, die Aureole.²² Schließlich wurden auch die Jungfräulichkeit um des Himmelreiches willen und die Ordensprofess als eine Art lebenslanger Ersatz für das einmalige Blutzeugnis angesehen.²³

All das stellt eindrucksvoll unter Beweis, wie ernst die Kirche allezeit den Blick auf ihre Blutzeugen genommen hat. Sie wollte sie nicht nur ehren, sondern sie sich auch zum Vorbild nehmen. Das tat sie auch, nachdem mit Konstantin die Zeit der *religio illicita* zu Ende gegangen war. Das Bild des Heiligen nahm weiterhin am Märtyrer Maß, der *confessor* veralltäglichte gewissermaßen das Lebensopfer des Blutzeugen in einer geduldigen Ganzhingabe seiner Lebensjahre in Entbehrung und Widrigkeit. Sozusagen das Wechselgeld für das Martyrium in kleiner Münze wurde ihm die Askese, die Selbstüberwindung, der Kampf um Heiligkeit, das tägliche Tragen des Kreuzes. Und bis heute spielt bei den Kanonisierungen der heroische Tugendgrad eine maßgebliche Rolle, insofern ein Gläubiger mit Hilfe der Gnade Dinge getan hat, die für die gefallene Natur und die menschliche Schwachheit an sich unmöglich gewesen wären.

So ist der Geist des Martyriums stets ein praktischer, und somit ist das Maßnehmen an ihm stets auch eine Aufgabe der praktischen Theologie. In diesem Sinn bildet das Martyrium also den Maßstab des Christentums – und zwar sowohl für

¹⁹ Auch wenn diese Reliquien nicht notwendigerweise die von Märtyrern waren und sind, zeigt das Commune von Märtyrern beim früheren Fest aller Reliquien eines Bistums doch an, dass diese primär im Blick waren.

²⁰ Vgl. EUSEBIUS: *Historia ecclesiastica* 5,2,3f. (GCS N. F. 6/1,428).

²¹ Vgl. ROHRDORF, WILLY/SOLIGNAC, AIMÉ: Art. Martyre, in: *DSp* 10,718–737, hier 726f.

²² Vgl. THOMAS VON AQUIN: 4 sent. 33,3,3 und 49,5,5,1c.

²³ Auch Therese von Lisieux spricht vom „Ordensleben, das die Theologen als Martyrium bezeichnen“ (Ms C 9r; SAINTE THÉRÈSE DE L'ENFANT JÉSUS ET DE LA SAINTE-FACE: *Manuscrits* 347, s. Anm. 7).

das individuelle Tun wie für die Kirche als Ganze in ihrer institutionellen Gestalt -, und dieser Maßstab soll nun weiterhin pastoralpraktisch auf die Kirche der Gegenwart hin angelegt werden.

Das Martyrium als Maßstab des Christentums

In seiner überaus denkwürdigen Rede vor engagierten Katholiken im Freiburger Konzerthaus am 25. September 2011 hat Papst Benedikt XVI. zwar nicht ausdrücklich das Blutzeugnis genannt, wohl aber hat er seine Logik als Maßstab des christlichen Lebens, ja der ganzen Kirche aufgezeigt:

„Der christliche Glaube ist für den Menschen allezeit – und nicht erst in der unsrigen – ein Skandal. Dass der ewige Gott sich um uns Menschen kümmern, uns kennen soll, dass der Unfassbare zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort fassbar geworden sein soll, dass der Unsterbliche am Kreuz gelitten haben und gestorben sein soll, dass uns Sterblichen Auferstehung und Ewiges Leben verheißen ist – das zu glauben ist für die Menschen allemal eine Zumutung.“²⁴

Glaube geht dem Menschen nicht ein wie Butter. Glaube verlangt Umkehr (vgl. Mk 1,15), und Umkehr bedeutet die Entwertung all dessen, was in verkehrter Art und Weise in der Welt zum Maßstab geworden ist. Glaube ist Neuvermessung der Welt. Das „nüchterne Kalkül bei Einschätzung der gesellschaftlichen Realitäten, die kühle Unbeirrbarkeit im Verfolg ihrer Interessen“, all diese den Menschen von morgens bis abends unermüdlich prägende „Formation“, kann und darf nicht mehr gelten. Dass dieser Gegensatz, dass dieser Herrschaftswechsel weg von der Welt und hin zu Christus immer wieder Funken schlagen wird, dass aus der latenten Spannung immer wieder das Feuer der Verfolgung hervorbrechen wird, das freilich gehört zur nüchternen Berechnung des Christen. Therese von Lisieux und ihre Karmelitinnen etwa lebten im Bewusstsein, wie rasch das politisch instabile Frankreich ihrer Zeit, die harten Flügelkämpfe der Republik, der alte Geist der Revolution die Klosterverfolgungen wieder hätten aufleben lassen können, in deren Folge sie selbst nicht nur exklausuriert, sondern auch inhaftiert oder gar hingerichtet hätten werden können, so wie ihre Mitschwester aus dem Karmel in Compiègne 100 Jahre zuvor. Dies alles vor Augen, wird sich ein Christ darum geistig, aber auch asketisch rechtzeitig auf die Stunde der Bewährung vorbereiten. Askese, das ist aber auch das Stichwort für die Kirche als Ganze. Denn auch sie muss sich wappnen, um nicht den Glauben zu verlieren.

Aus diesem Grund konnte Papst Benedikt die großen „Säkularisierungen – sei es die Enteignung von Kirchengütern, sei es die Streichung von Privilegien oder

²⁴ Apostolische Reise Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. nach Berlin, Erfurt und Freiburg (22.–25. September 2011). Predigten, Ansprachen und Grußworte. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 189), Bonn 2011: Ansprache Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. an engagierte Katholiken aus Kirche und Gesellschaft, 145–151, 150.

ähnliches“ als „eine tiefgreifende Entweltlichung der Kirche, die sich dabei gleichsam ihres weltlichen Reichtums entblößt und wieder ganz ihre weltliche Armut annimmt“, begrüßen. In aller Deutlichkeit unterstrich er:

„Die geschichtlichen Beispiele zeigen: Das missionarische Zeugnis der entweltlichten Kirche tritt klarer zutage. Die von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein. Sie kann ihre Berufung zum Dienst der Anbetung Gottes und zum Dienst des Nächsten wieder unbefangener leben. Die missionarische Pflicht, die über der christlichen Anbetung liegt und die ihre Struktur bestimmen sollte, wird deutlicher sichtbar. Sie öffnet sich der Welt, nicht um die Menschen für eine Institution mit eigenen Machtansprüchen zu gewinnen, sondern um sie zu sich selbst zu führen, indem sie zu dem führt, von dem jeder Mensch mit Augustinus sagen kann: Er ist mir innerlicher als ich mir selbst (vgl. Conf. 3,6,11).“²⁵

Wohl nicht zufällig stand beinahe die gesamte kirchliche Öffentlichkeit sprach-, ja geradezu fassungslos vor einer solchen Kirchenreform aus dem Geist des Martyriums, wie wir sie wohl nennen können. „Ein geistliches Wort“ sei es gewesen, ein Denkanstoß, der uns noch weiter beschäftigen sollte, so kommentierten noch die Wohlwollenderen. Nach unseren Überlegungen erkennen wir darin jedoch jene Überforderung durch den Tödernst wieder, die wir eingangs festgestellt haben. D. h. an der Wahrheit dieser päpstlichen Worte kann kaum ein Zweifel sein, wohl aber fällt es schwer, angesichts von bürgerlicher Integriertheit in das Funktionieren der Welt zu erkennen, welche praktischen Folgen sich daraus ergeben.

Kirchenreform aus dem Geist des Martyriums

So können abschließend drei Desiderate einer Erneuerung der Kirche skizziert werden, die am Zeugnis der Märtyrer Maß nimmt.

1. Christen suchen nicht die Konfrontation mit der Welt, sondern wollen in Ruhe einem Leben von Glaube, Hoffnung und Liebe nachgehen. Wie die Märtyrer aller Zeiten, so dürfen auch die Heutigen zunächst einmal sagen: Solange die Welt eine Evangelisierung in Ruhe erlaubt, wird man von sich aus nichts Wesentliches an den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ändern. Das schließt auch das juristische Staat-Kirche-Verhältnis in Deutschland ein, des Weiteren besagte „Formation“ durch die Mechanismen sozialer Interaktionen, die Möglichkeiten, innerhalb der öffentlichen Meinung die Stimme des Christentums vernehmbar zu erheben, und ganz schlicht die Lage des Glaubens: Erlauben sie noch den Spielraum zu einem christlichen Leben und Wirken, oder behindern sie ihn wesentlich? Die Antwort darauf ist sicher alles andere als leicht zu geben. Das Christentum erwartet keine idealen Verhältnisse und kann sich darum auch in geschichtlich ganz unterschiedlich gewachsenen Situationen zurechtfinden. Die Frage, der sich

²⁵ Ebd. 149.

Gläubige und Amtsträger hierzulande stellen müssen, lautet aber: Ist der Mangel an missionarischer Gesinnung nur eine Gesinnungsfrage, oder stehen ihr auch strukturell-institutionelle Hindernisse entgegen? In seiner Ansprache vor Vertretern des „Zentralkomitees der deutsche Katholiken (ZdK)“ legt der Heilige Vater Letzteres nahe. Zum einen unterstreicht er in geradezu dramatischen Worten die Allgegenwart einer Lebenseinstellung des „nüchternen Kalküls“:

„Wir leben in einer Zeit, die weithin durch einen unterschwellig, alle Lebensbereiche durchdringenden Relativismus gekennzeichnet ist. Manchmal wird dieser Relativismus kämpferisch, wenn er sich gegen Menschen wendet, die sagen, sie wüssten, wo die Wahrheit oder der Sinn des Lebens zu finden ist. Und wir beobachten, wie dieser Relativismus immer mehr Einfluss auf die menschlichen Beziehungen und auf die Gesellschaft ausübt. Dies schlägt sich auch in der Unbeständigkeit und Sprunghaftigkeit vieler Menschen und einem übersteigerten Individualismus nieder. Mancher scheint überhaupt keinen Verzicht mehr leisten oder ein Opfer für andere auf sich nehmen zu können. Auch das selbstlose Engagement für das Gemeinwohl, im sozialen und kulturellen Bereich oder für Bedürftige, nimmt ab. Andere sind überhaupt nicht mehr in der Lage, sich uneingeschränkt an einen Partner zu binden. Man findet kaum noch den Mut zu versprechen, ein Leben lang treu zu sein; sich das Herz zu nehmen und zu sagen, ich gehöre jetzt ganz dir, oder entschlossen für Treue und Wahrhaftigkeit einzustehen und aufrichtig die Lösung von Problemen zu suchen.“²⁶

Zum anderen aber erkennt Papst Benedikt auch in den „überkommenen Strukturen“, ja in einem „Überhang an Strukturen gegenüber dem Geist“, einen Grund für den Ausfall an missionarischer Kraft:

„Wir sehen, dass in unserer reichen westlichen Welt Mangel herrscht. Vielen Menschen mangelt es an der Erfahrung der Güte Gottes. Zu den etablierten Kirchen mit ihren überkommenen Strukturen finden sie keinen Kontakt. Warum eigentlich? Ich denke, dies ist eine Frage, über die wir sehr ernsthaft alle nachdenken müssen. [...] In Deutschland ist die Kirche bestens organisiert. Aber steht hinter den Strukturen auch die entsprechende geistige Kraft – Kraft des Glaubens an den lebendigen Gott? Ich denke, ehrlicherweise müssen wir doch sagen, dass es bei uns einen Überhang an Strukturen gegenüber dem Geist gibt. Und ich füge hinzu: Die eigentliche Krise der Kirche in der westlichen Welt ist eine Krise des Glaubens. Wenn wir nicht zu einer wirklichen Erneuerung des Glaubens finden, werden [korr. aus ‚wird‘] alle strukturellen Reformen wirkungslos bleiben.“²⁷

2. Ein Christsein ohne Askese wird zwangsläufig auch martyriumsvergessen. Askese im christlichen Sinn hat nichts mit Geringschätzung der Freuden dieser Welt zu tun. Im Gegenteil, wem das Essen nicht schmeckt, dem wird der Fasttag selbst zum Festtag, und da stimmt etwas nicht mehr. Dennoch weiß der Christ um die Versuchung, den *peirasmos*. Die heutige Welt ist auf monetär geregelte Bedürfnisbefriedigung gebaut, das Christentum dagegen auf Kreuzesnachfolge. Bezeichnenderweise etwa erstellt Abraham Maslows berühmte Bedürfnispyramide

²⁶ Ansprache Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. an die Vertreter des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (in: Apostolische Reise 121–123, 122).

²⁷ Ebd. 122f.

eine Prioritätenliste von unten nach oben. Zuerst stehen die „basic needs“ von Hunger, Durst, Überleben und Sicherheit. Darin ist er gar nicht weit entfernt von Bert Brechts Diktum aus der „Dreigroschenoper“: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.“ Das Christentum dagegen erstellt die Prioritäten von oben nach unten: Zuerst kommt das Heil, und das ist die Moral! Die Güterhierarchie geht von den geistlichen Gütern über die geistigen bis hin zu den leiblichen und schließlich den äußeren materiellen Gütern. Demgegenüber könnte man untersuchen, ob die Askese im persönlichen Leben der Christen ebenso wie in Strukturen, Häusern und Einrichtungen heute eher Königin oder Bettlerin ist. Man hat etwa nicht den Eindruck, dass der derzeitige Boom der Spiritualität auch zu einer Renaissance der Askese geführt hat, und auch von einem Fasten an Sitzungszeiten und Papiermenüen (oder moderner: Zahlen der täglichen Mails) lässt sich wenig berichten.

3. Das Martyrium im Sinn einer bekenntnisfesten Kirche ist kein pastorales Erfolgsrezept. Das viel zitierte Wort Tertullians „semen est sanguis christianorum“²⁸ stimmt bei einigen, bei anderen wiederum nicht. Schon in der Zeit des Christentums als einer *religio illicita* gibt es ebenso sprechende Beispiele für die Verachtung, die Heiden dem äußersten Zeugnis von Christen entgegenbrachten, wie für Bewunderung oder gar Bekehrung. Soziologisch gesehen verursachen Lebensgefahr oder überhaupt eine hohe Kirche-Welt-Spannung selbstverständlich eine sehr hohe Schwelle zum Übertritt. Das verhindert zwar die ansonsten hohe Zahl von „Trittbrettfahrern“, die am kirchlichen Leben teilnehmen, ohne dafür persönlich etwas an Überzeugungen und Praktiken einsetzen zu wollen. Dennoch wird die missionarisch entscheidende Frage nicht sein: Was kostet die Mitgliedschaft?, sondern, mit dem hl. Petrus gefragt: „Was werden wir dafür bekommen?“ (Mt 19,27). Christsein verlangt also ein anderes, ein ent-weltlichtes Leben. Wo eine kirchliche Gemeinschaft dies nicht mehr ausstrahlt, gerät sie in den Sog jenes empirisch belegbaren Wahrscheinlichkeitsgesetzes der Religionssoziologie: „Kirchliche Gemeinschaften, die ihre Lehren modernisiert und zeitgenössische Werte übernommen haben, haben ihren Niedergang eingeläutet.“²⁹ Wesentlich aber für diese Ausstrahlung ist das Zeugnis für den Gewinn des Glaubens. „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten“ (Mk 8,35, vgl. Mt 10,39; Lk 17,33). Für die altkirchlichen Märtyrer war dieser Gewinn einfach und überwältigend: „Beim Herrn zu sein“, das war für sie der Lohn für alle Mühen.³⁰

In ihrem Briefwechsel mit dem Chinamissionar Adolphe Roulland schreibt dieser bekümmert an die kleine Therese, dass viele Missionare und einheimische Christen einfach Räubern zum Opfer fallen und deshalb auch nicht zu den Märtyrern gerechnet werden könnten. Jüngstes Beispiel war der erst 26-jährige Pater Mazel,

²⁸ TERTULLIAN: Apologeticum 50,13 (CCL 1,171).

²⁹ Vgl. FINKE, ROGER/STARK, RODNEY: *The Churching of America, 1776–1990. Winners and Losers in our Religious Economy*, New Brunswick ²1994, 18.

³⁰ Vgl. ROHRDORF: *Martirio* (s. Anm. 17), 2134.

am gleichen Tag wie Roulland zum Priester geweiht und eben erst in China angekommen. Apostolisch hatte er noch nichts wirken können, und weil er auch noch nicht die Sprache des Landes erlernt hatte, blieb er ein stummer Apostel. Therese aber weiß, dass er ein wahrer Märtyrer ist, weil er in Liebe aufgebrochen war, sein Leben für Christus hinzugeben, und darum kann sie schreiben:

„Ich hatte von diesem jungen Missionar nie zuvor gehört, doch als ich von seinem Tod erfuhr, fühlte ich mich gedrängt, ihn anzurufen. Es schien mir, als würde ich ihn im Himmel, im glorreichen Chor der Märtyrer sehen. Ich weiß, in den Augen der Menschen verdient sein Martyrium diesen Namen nicht, aber in den Augen Gottes ist dieses Opfer ohne äußeren Ruhm ebenso fruchtbar wie die Opfer der ersten Christen, die ihren Glauben vor den Tribunalen bekannten. Die Art der Verfolgung hat sich geändert, nicht geändert hat sich die Gesinnung der Apostel Christi. Also wird ihr göttlicher Meister auch den Lohn nicht ändern können, es sei denn, daß er ihn erhöht zum Ersatz für den Ruhm, der ihnen hier unten entgeht.“³¹

„Die Art der Verfolgung hat sich geändert, nicht geändert hat sich die Gesinnung der Apostel Christi.“ Man darf Gott gewiss danken dafür, nicht in einer Zeit beständiger Bedrohung für Leib und Leben oder in einer Periode der blutigen Christenverfolgung in unserem Land zu leben. So großartig das Zeugnis derer ist, die diese große Prüfung bestanden haben, mit Blick auf die Schwachheit der menschlichen Natur wird auch niemand ernsthaft die Spannung des Christentums zur Welt mutwillig und unnötig erhöhen. Selbst die wirklichen Bekenner wie die jungen Leute der Weißen Rose waren, wie eingangs gesehen, in gewisser Weise vom Tödernst der Situation überfordert. Dennoch ist unübersehbar, dass es subtile Formen der Verfolgung oder einfach nur der Spannung des Christen zur Welt gibt. Zwischen der „kühlen Unbeirrbarkeit im Verfolg ihrer Interessen“ vieler Zeitgenossen und der „Gesinnung der Apostel Christi“ gibt es keinen gemeinsamen Nenner. Darum ist jede Art der Verweltlichung im Sinn von Papst Benedikt XVI. stets mit einer Schwächung dieser Gesinnung und schließlich mit einem Verlust der missionarischen Kraft der Kirche teuer bezahlt. Wie freilich die von ihm geforderte Ent-Weltlichung aussehen könnte, das lässt sich derzeit allenfalls in groben Umrissen erkennen. Vielleicht wird sie in manchem Zuge annehmen wie die des stummen, wirkungslosen, unter die Räuber gefallenen Apostels, des Pater Mazel. Fest steht nur eines: Ohne die Gesinnung der Apostel Christi, ohne die Liebe, die zum Opfer bereit ist, ohne das Maßnehmen an Gestalten wie der des seligen Alojs Andritzki, ohne Askese und in diesem Sinn Ent-Weltlichung wird es keine Erneuerung der Kirche geben.

Dr. Andreas Wollbold ist Professor für Pastoraltheologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

³¹ THERESE VON LISIEUX: Mein lieber kleiner Bruder. Briefwechsel mit zwei Missionaren. Übersetzt aus dem Französischen von Anja Schulze. Eingeleitet von Andreas Wollbold. Hg. vom Theresienwerk e. V., Würzburg 2006, 69f. (Brief vom 9. Mai 1897).